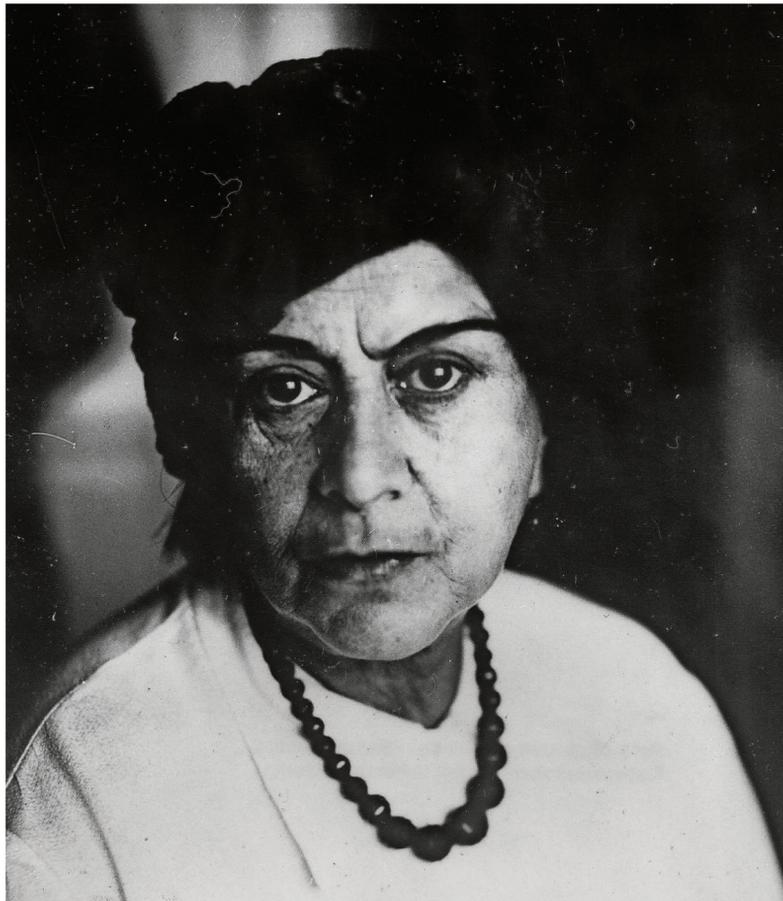


Warum sollten sie sich die Sprache wegnehmen lassen?

Wie der Lyris-Kreis das Erbe der deutschen Dichtung in Israel bewahrt hat

Von Markus Bauer



Auch Else Lasker-Schüler entkam den Nazis nur knapp nach Israel, dichtete aber weiter in Deutsch. Foto Ullstein

Manfred Winkler, gebürtig 1922 aus der rumänischen Bukowina, war Dichter, Übersetzer, Maler und Bildhauer. Zwei Jahre jünger als Paul Celan, hat er im Gegensatz zu ihm noch den Weg nach Israel gefunden. Und gab dort das seltene Beispiel eines auch im Hebräischen reüssierenden Dichters ab, der seine ersten deutschsprachigen Veröffentlichungen im Rumänien der Fünfzigerjahre und später auch in Deutschland publiziert hatte. Hebräisch lernte Winkler nach seiner Ankunft in Israel 1959 als „Analphabet“, aber schon nach wenigen Monaten schrieb er ein erstes Gedicht in der neuen Sprache, publizierte wenige Jahre später seinen ersten, aufsehenerregenden Gedichtband und erhielt später den großen Preis des Ministerpräsidenten für seine hebräische Lyrik.

Ein entscheidender Impuls für Winklers Weiterdichten in der deutschen Muttersprache nach seiner Emigration aus Rumänien nach Israel war die dortige Begegnung mit einer Gruppe deutschsprachiger Lyrikerinnen und Lyriker, in der über Jahrzehnte hinweg die Sprache der Kindheit gepflegt wurde. Lyris – wie die lose Gruppe sich nannte – stellte das ungewöhnliche und nicht immer kommode Beispiel einer sprachlichen Behauptung des Deutschen in Israel dar.

Yvonne Livay und Jan Kühne gehörten Lyris an. Die 1942 geborene Livay war die jüngste im ursprünglichen Kreis, und sie war es denn auch, die 2017 nach dem Tod des vierundneunzigjährigen Haim Schneider das Ende der ungewöhnlichen Dichtergemeinschaft bekanntgeben musste. Kühne wiederum, Jahrgang 1978, war als junger und bald zweisprachiger Dichter und Literaturwissenschaftler aus Dresden gekommen.

Lyris bestand ansonsten aus im Alter bereits fortgeschrittenen Autoren und Autorinnen, die seit 1982 auf Anregung der in Berlin geborenen Annermarie Königsberger ihre Zusammenkünfte ritualisierten, meist in der verwinkelten Wohnung von Eva Avi-Yonah. In ihrem autobiographischen Buch „Die Frau mit der Lotosblume“ beschreibt Yvonne Livay das Zeremoniell, das die Gruppe über Jahrzehnte zusammenhielt: „Zuerst genoss man die wunderbaren Backwaren unserer Gastgeberin, die uns mit ihrer großzügigen Bewirtung jedes mal von Neuem überraschte. Man unterhielt sich angeregt, und nach dem Eintreffen aller erwarteten Dichter begann der eigentliche Leseabend.“ Der bestand im Vorlesen neuer Gedichte und gelegentlich auch von Prosa, auf das die Runde dann freundschaftlich einging. Der katholische Priester Wilhelm Bruners skizzierte in einem Vorwort zu Avi-Yonahs Gedichtsammlung „Brennpunkt“ im Berliner Verlag rainStein, der eine Reihe der Lyris-Dichter verlegt hat, seine Teilnahme an den Lesungen: „Jede und jeder hat drei Gedichte mitgebracht. Wir lesen sie einander vor. Horchen gespannt auf das Echo. Korrigieren uns ... Eva liest meist zuletzt. Lässt anderen den Vortritt. Ihr letztes Wort zählt.“

Die besondere Atmosphäre dieser Treffen und Lesungen bewahrt ein vom Goethe-Institut im Rahmen des Programms „Die Macht der Sprache“ initiiertes Dokumentarfilm des Kölner Regisseurs Gerhard Schick, „Der Klang der Worte“ (2008). Darin ist Manfred Winklers Gang durch die Gassen Jerusalems ebenso zu sehen wie das Zusammenspiel der Dichterinnen und Dichter im bücher- und bilderheimeligen Haus von Eva Avni-Yonah, das

Anschneiden der Torte, die Lesungen und Diskussionen – ein einzigartiger Tonfall erklingt mit weit zurückreichenden Anklängen. Winkler spricht im Film von der Prägung seiner Dichtung durch unvermittelt auftretende Erinnerungsbilder an die Bukowina und deren fichtenbewaldete Berge mit dem Klang der Huzulenhörner

und durch ihren poetischen Zusammenstoß mit den Palmen und Wüsten Palästinas. Auch Ilana Shmueli – eine Jugendfreundin Paul Celans aus Czernowitz – sieht sich von der Vielsprachigkeit ihrer Heimatstadt geprägt, aber in eher problematischer Weise: „Ich bin in keiner Sprache ganz zu Hause. Daher habe ich mich

auch sehr schwer an die hebräische Sprache herangetraut ... Ich schreibe deutsch, spreche mit vielen meiner Freunde deutsch; doch leider empfinde ich mein Deutsch antiquiert.“

Solche Sprachbiographien spiegeln die teils abenteuerlichen und traumatisierenden äußeren Lebensläufe der Lyris-

Autoren. Die in Zürich geborene Yvonne Livay hat den Holocaust aus den täglichen Erzählungen ihrer Mutter aus Polen aufgenommen, die zufällig auf Besuch in der Schweiz durch zensierte Briefe von den schrecklichen Erlebnissen der in Schlesien unerreichbar von ihr getrennten Schwestern und der Mutter erfuh, die alle ermordet wurden. Im autobiographischen Buch über ihre Mutter ging Livay dieser grausamen Geschichte des hilflosen Zuschauens und Verzweifeln angesichts des Verschwindens der Familie in der Schoa nach.

Nicht Lyrik, sondern Prosa trug die in Czernowitz geborene Dorothea Sella (Sperber) zum Kreis bei. Die aufwühlende autobiographische Romantrilogie „Der Ring des Prometheus“ schildert ihre Flucht 1941 mit der Roten Armee, als der Angriff Hitler-Deutschlands und Rumäniens auf die Sowjetunion deren einjährige Besetzung von Bukowina und Bessarabien beendete. Die Hauptfigur, eine unerfahrene schwangere Studentin – Sella war Kommilitonin von Celan am Romanistischen Institut –, und ihr kommunistischer Freund Andi gehen mit einer Gruppe von Universitätsangehörigen auf unübersichtliche Fluchtrouten in der Südkaukasus. Die gerade geborene Tochter stirbt im Winter, aber die Studentin wird wieder schwanger und muss sich nach Rekrutierung des Freundes durch die Armee allein durchschlagen, bis sie den Kaukasus und über Grosny und Baku schließlich Tbilissi erreicht, wo der neugeborene Sohn ebenfalls stirbt. Von Andi wird sie nie wieder hören; erst 1945 kann sie über Charkow für wenige Tage nach Czernowitz zurückkehren, um dann nach Bukarest zu gehen, wo sie ihr Studium abschließt. 1964 kann sie mit ihrer neuen Familie nach Israel auswandern.

„Ich spreche zwar jetzt Hebräisch, aber wenn ich etwas schnell sagen will spreche ich Rumänisch oder Deutsch. Ich habe meinen Kindern von den Gräueln der Deutschen erzählt, und ich war noch nie in Deutschland. Trotzdem ist die Liebe zur deutschen Sprache geblieben“, beschreibt die leidgeprüfte Autorin ihre Sprachpraxis in dem schönen Band „Lyris – Deutschsprachige Dichterinnen und Dichter in Israel“, den Dorothea Wahl 2004 mit Interviews, Texten und Fotos anschaulich zusammengestellt hat.

Annermarie Königsberger, die Anregerin des Lyris-Kreises, verlebte ihre Kindheit „im Schatten der Gedächtniskirche“ in großbürgerlicher Berliner Arztfamilie mit Pferd und Hofgut bei Templin. Ihr Vater musste nach 1933 ins Exil nach Frankreich, die Tochter heiratete in der Schweiz, ging später aber nach Südfrankreich, wo Mutter und Schwester lebten. Die Mutter wurde im Lager Gurs interniert, der Vater in Paris verraten und nach Dachau deportiert, wo er an Typhus starb. Nach der Befreiung wanderten beide Töchter in die USA aus. Mit 52 Jahren entschied sich die mittlerweile als Krankenschwester tätige Königsberger, nach Israel zu gehen, was allerdings auf Schwierigkeiten stieß, da sie mittlerweile zum Katholizismus konvertiert war. Aber auch der blieb nicht ihre religiöse Heimat: „Mittlerweile übe ich Kritik am Judentum und am Katholizismus. Ich bin jetzt Spiritualistin. Ich glaube nicht an eine institutionelle Organisation“, erklärte sie im Interview.

Ohne dass sie sich kannten, hatte Annermarie Königsberger in Berlin zu derselben Jugendgruppe gehört wie Rolf Radlauer. Der bildete die Verbindung des Lyris-Krei-

ses zur vorhergehenden Generation deutscher Dichter: Bereits 1935 in Palästina eingereist, nahm er an den in Jerusalem gelegentlich stattfindenden „Kraal“-Veranstaltungen der exilierten Dichterin Else Lasker-Schüler teil, wo sich auch Martin Buber und andere deutsche Intellektuelle und Künstler trafen: „Lasker-Schüler wurde damals viel beachtet und belächelt. Die Vortragsabende waren phantastisch. Diese kleine Frau nahm dann einen Schal und einen Gong. Sie hat mit dem Gong geschlagen und mit starker Stimme die verschiedenen Personen aus ihren Dramen vorgelesen. Das war großartig.“

Für die häufige Lyris-Gastgeberin Eva Avi-Yonah stellte die deutsche Sprache trotz der Vergangenheit in Israel keine Fragwürdigkeit dar, wie sie im Filmporträt schlagfertig formuliert hat: „Warum soll ich mir die Sprache wegnehmen lassen? Sie ist meine Muttersprache. Warum? Ich bin gar nicht der Ansicht, dass die Sprache die Sprache der Mörder ist, wie es so oft gesagt wird. Die Mörder haben sich der Sprache bemächtigt, das ist eine andere Sache. Was geht mich das an?“ Avi-Yonah, geboren 1921 in Wien, hieß ursprünglich Eva Boyko, ihre Eltern waren Naturwissenschaftler und Zionisten, die 1935 nach Palästina auswanderten. Die gottsuchende rebellische Tochter probierte diverse Metiers und Künste aus, 1956 heiratete sie in zweiter Ehe den führenden Archäologen Israels. Nach dem Tod ihres Mannes fing sie neu an, wurde promoviert, arbeitete künstlerisch und begann zu dichten.

Obwohl das Politische keine Rolle in den Zusammenkünften von Lyris spielte, vertraten nicht wenige Mitglieder der Gruppe wie Avi-Yonah oder Königsberger differenzierte Ansichten nicht nur zur israelischen Politik gegenüber den Arabern. Wenn Ilana Shmueli ihre Enttäuschung in dem Vers „Die geträumte Heimat hat bankrottiert“ verdichtete, so formulierte der in Berlin geborene Felix Badt bereits 1996 deutlich: „In dem Kreis wird kaum über Politik diskutiert. Aber mehr oder weniger haben wir mit wenigen Ausnahmen eine ähnliche Meinung, beispielsweise über diesen Bibi Netanjahu, er ist für das Land eine Katastrophe. Und ich sehe kaum eine Zukunft für die neue Generation.“ Die Musikwissenschaftlerin und Übersetzerin Magali Zibaso drückt in dem Film ihre Skepsis gegenüber der Politik der Ultraorthodoxen: „Die Orthodoxen sind nicht tolerant. Das können sie nicht sein.“

Schmerz und Enttäuschung der Gegenwart sowie die außergewöhnlichen gewaltdurchdrängten Biographien schienen sich nur durch die kathartischen Wirkungen der Künste bewältigen zu lassen – kaum anders wäre zu erklären, dass mehrere der Lyris-Dichter auch malten, bildhauerten, zeichneten, Musik machten. Für die als Gesangspädagogin ausgebildete Yvonne Livay ist der Zusammenhang klar: „Seitdem ich auch mit plastischem Material arbeite und überhaupt diese Masken und diese Köpfe gemacht habe, leide ich nicht mehr so fürchtbar darunter.“ Und so sind auf einer kürzlich im Franz Rosenzweig Minerva Research Center der Hebrew University von Jerusalem abgehaltenen Tagung zu Manfred Winkler einige von dessen verschlungenen Tonfiguren aufgestellt: als plastische Zeugnisse eines der Folgen der Schoa abgerungenen Wirkens deutschsprachiger Dichterinnen und Dichter im israelischen Schmelzkessel der Sprachen und Kulturen.

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Hubert Spiegel

Walter Mehring

Dreizehnter und letzter Brief aus der Mitternacht

Rigueur le transmit en exil
Et lui frappa au cul la pelle
Non obstant qu'il: „j'en appelle“
Qui n'est pas terme trop subtil
Repos éternel donné à cil!
François de Montcorbier (dit: VILLON)
Epitaph et Rondeau-

1.
Aus Nächten, die ich nie beschrieb
Nicht schlief, vertrieb Mich-Selbst mein Trieb
So unbeschreiblich – so obszön
So ewig weiblich qualenschön
So infernal –

es ließ dein Schoß
Wie das Exil mich nicht mehr los
So habe ich Dich mir erfunden
Dich nie verloren – auch nicht gefunden

2.
Nachschrift
Heut – hier im Nachtexil
Schambloß von Sinnen ohne Ziel
Auf meiner Vor-den-Massen-Flucht
Verkommen verpöbelt und verrucht
Aus der Ekstase ins Allein
– Unzüchtig! Süchtig! Dieses Schwein! –
So will ich bleiben leiden lieben
Erlöst erst, wenn ich ausgeschrieben!

3.
Vers Pathos Fluch Pamphlet Gebet
In dem der Autor sich verrät
Lästernd verlästert aufgehetzt
Lügnern, Verleumdern ausgesetzt
Ohnmächtig sprachlos

(nicht subtil)
Nicht einmal tauglich zum Exil
MERCY – zühöchst den Polizeien
LE PAUVRE VILLON

mag
allen uns
verzeihen!

Hans Christoph Buch

Staatenlos im Nirgendwo

Dies ist eins der letzten Gedichte von Walter Mehring, dessen raffinierte Verskunst neben der von Bann und Brecht bestehen kann: Beide kannten und schätzten ihn und kupfernten – wie er bei ihnen – von ihm ab. Dabei ist Mehring mehr als ein Kabarett-Autor der Zwanzigerjahre, als Dadaisten und Expressionisten sich gegenseitig überboten mit Bürgerschreck-Posen, tollreistem Nonsens und Blasphemie. Wie Heine war Mehring ein Erlebnisdichter, der alles, was ihm widerfuhr, in Verse verwandelte, sodass Kunst und Leben, Poesie und Politik im Nachhinein schwer voneinander zu trennen sind. So auch hier.

Auffällig ist, dass dem Flucht und Vertreibung schildernden Zyklus, den das eingangs zitierte Gedicht abschließt, ein erotischer Subtext eingeschrieben ist, der das Emigrantenschicksal individualisiert und zugleich ins Allgemeingültige erhebt. Die Politik wird sexualisiert, die Sexualität politisiert wie im „Liebeslied an La Martinique“, wo Mehring vor der Weiterfahrt nach New York Station machte, widerwillig geduldet von den Behörden der Vichy-Regierung: „Fünf Nächte schlief ich, süße Martinique, / in dem Bordell zur hohen Politik“. Den Liebeschwüren zum Trotz aber bleibt die nach New York vorausgeeilte Lebensgefährtin Hertha Pauli seltsam konturlos, als sei sie nur eine Projektionsfläche für poetischen Welterschmerz und Selbstmitleid.

Pyramus und Thisbe, Hero und Leander – schon in der klassischen Antike reimte Liebe sich auf Tod. Diese Tradition schreibt Walter Mehring in seinen Briefgedichten fort, die, von schriller Modernität, ganz unklassisch daherkommend, intime Beichte, erotische Konfession und politische Anklage zugleich. Kein Wunder, dass 1953, als Mehring nach Europa

zurückkehrte, das die NS-Vergangenheit verdrängende Publikum wenig anfangen konnte mit seinen Texten. Von Rowohlt neu aufgelegt, lagen die Gedichtbände wie Blei in den Regalen, während das wohlfeile Gerede von den „Logenplätzen des Exils“ vielen Deutschen aus dem Herzen sprach, als sei das Los der Emigranten eine Quantité négligeable im Vergleich zum Schrecken des Krieges. Walter Mehring konnte nicht mehr an frühere Erfolge anknüpfen und starb, verblüht und nahezu vergessen, 1981 in Zürich.

Walter Mehring: „Staatenlos im Nirgendwo“. Gedichte, Lieder, Chansons 1933 bis 1974. Hrsg. von Christian Buchwald. Claassen Verlag, Berlin 1981. Vergriffen.

Von Hans Christoph Buch ist zuletzt erschienen: „Nächtliche Geräusche im Dschungel. Postkoloniale Notizen“. Transit Verlag, Schwarzenbach 2022. 192 S., geb., 22,- €.



Mit dem Handy scannen: Eine Gedichtesung von Thomas Huber finden Sie unter www.faz.net/anthologie.